



Nr. 2.

Dienstag, den 3. Januar 1905.

20. Jahrgang

Edda Geerborg.

Roman von B. Riedel-Ehrens.

Vorlesung.

Nachdruck verboten.

„Nur wer mit Herrn von Stavenau auf derselben Höhe gesellschaftlicher Stellung lebt, ist imstande, seine Grundsätze zu verstehen, er handelt aus Ueberzeugung im Bewußtsein des ererbten und verbrieften Rechtes, wer aber anders denkt, besitzt deswegen nicht das Recht, ihn zu verurtheilen!“ sagte Edda.

„O keineswegs“, erwiderte Towohl mit der Bitterkeit, die ihn Edda Geerborg gegenüber immer wieder hinriß, „wie sollte der arme Bürgerliche mit seinem beschränkten Unterthanenverstand sich vermessen, mit dem hochgeborenen Herrn auf gleicher Stufe stehen zu wollen; ich denke jedoch, wo es sich um Menschlichkeit und Gerechtigkeit handelt, da gibt es nur eine Wahrheit und ein Recht! Aber, wo es gilt, sich anzupassen und anzuschmiegen, da sind die Frauen uns immer über gewesen! Doch lassen wir die Ironie, die im Grunde gegen meine Natur verstoßt, beiseite. Das Interesse für die Tochter meines alten Freundes reißt mich noch zuweilen hin, — ich gab ihm ein Versprechen —“

„Sie gaben meinem Vater ein Versprechen“, unterbrach ihn Edda tonlos, zu den Reitern hinüberspähend, die sich inschickten, die Richtung zu verlassen, „was versprachen Sie ihm —“

„Nicht jetzt — die Herren biegen links ein und dürften auf denselben Punkt des Hauptweges herauskommen wie wir, es ist besser, Sie gehen jetzt allein, — ich schlage mich hier seitwärts in die Büsche.“

Langsam wandte sich Edda dem belebteren Hauptwege wieder zu, unzufrieden, verwirrt und beschämt; und gerade er, vor dem sie den innern Zwiespalt am meisten zu verbergen bestrebt, mußte stets der Zeuge ihrer Demüthigung sein!

Sie hörte, nichts war vernehmbar, als das dumpfe Geräusch allmählich auf dem Waldboden verhallender Hufe; pochenden Herzens jögerte sie noch ein paar Minuten, bis es vollständig dem Ohr entschwunden. Demnach stand ein Zusammenstoß mit Ralf vorläufig nicht zu befürchten, — daß aber ein Sturm sich vorbereitete, glaubte Edda mit Bestimmtheit annehmen zu dürfen.

Robert Towohl hatte ihrem Vater ein Versprechen gegeben — das war der Gedanke, der sie mehr als alles übrige fast in Anspruch nahm.

Der Abend verging zu Hause ohne Ralfs Besuch, nur ziemlich spät kam noch ein Bote von Stavenhagen, der ein Briefchen brachte mit seinen Schriftzügen, es enthielt in wenigen Zeilen nur die lebenswürdige Einladung, sich morgen beizeiten auf Stavenhagen einzufinden, Ralf beabsichtige, falls es ihr genehm sei, das schöne Wetter in Gesellschaft seiner Braut zu einem Morgenritte zu benutzen. Edda ertheilte zustimmenden Bescheid — die mit ihrem Verlobten begonnenen Reitlektionen waren eine Quelle lebhaften Vergnügens für sie geworden.

Ein sonniger Morgen; auf dem Kiesplatze vor Stavenhagen stehen die Pferde zum frühen Ritt gesattelt, Ralfs feuriger Rappe und eine milchweiße sanfte Stute die nach den trefflich bestandenen Reitübungen von ihrem Verlobten für Edda bestimmt wurde.

Pünktlich war sie erschienen und bei der Begrüßung ließ nichts in seinem Wesen die Kenntniß ihrer Anwesenheit im

Walde errathen. Doch kommt es ihr sonderbar vor, das Sophie sich gar nicht blicken läßt, — ein unheilverkündendes Zeichen, Ralf war doch auch stiller als sonst, — ein wenig zurückhaltend und feierlich.

Jetzt steigen sie die Marmorsufen des Säulenganges hinab ins Freie. Der Groom führt das Pferd. Edda liebkost den schlanken Hals des edlen Thieres und schwingt sich mit Hilfe Ralfs leicht in den Sattel. Das Parthor wird von dienstfertigen Händen geöffnet und die beiden reiten auf die in buntem Herbstschmuck stehende Lindenallee hinaus.

Herr von Stavenau war in der That verstimmt, aber doch ruhte sein Auge mit Wohlgefallen auf seiner jungen Braut. Wie sicher und elegant sie schon im Sattel sitzt, wie vorthellhaft das schwarze Reitkleid die biegsame Gestalt umschleiert und der graue Hut mit dem wallenden Schleier dem feinen blonden Kopfe steht! Unmuthig sind ihre Bewegungen. Das Blut der Mutter, der geborenen Freiin von Drews, verlengnet sich nicht.

Weit dehnen sich die kahlen Stoppelfelder, an einzelnen Stellen wird schon für die Winterfaat gepflügt. Die Sonne hängt gelblich über den Nichtenkronen, ein Nebelschleier zieht flosdig darunter hin, er senkt sich zu Boden und bleibt über dem Erdbreich stehen, die Septembersonne hat die Nebeldünste herabgedrückt, sobald sie das strahlende Haupt abendlich zu verhüllen beginnt, steigt er wieder empor, alles trübe und schweremuthsvoll verhüllend.

„Eine vorzügliche Ernte, die wir diesmal gehabt, that aber auch noth, die Zeiten sind wirklich sehr schlecht.“

„Ich denke, Ralf, du klagst nur mit, weil das Klagen einmal zeitgemäß geworden ist“, bemerkte sie scherzend.

„Meinst du?“ gab er lachend zurück. Gehörte er doch in Wirklichkeit zu den Begünstigten, die nicht auf den Ertrag der Felder angewiesen sind und die solide Grundbasis ihres Vermögens auch durch eine Reihe von Missernten kaum erschüttert sehen.

Auf der Chaussee vor ihnen ging ein anständig gekleideter Mann rasch seines Weges hin.

„Guten Morgen, Viefke!“ rief ihm Edda, ihr Pferd anhaltend, freundlich zu, worauf der Angeredete höflich die Mühe zog und stehen blieb.

„Wie nett Sie aussehen — geht es Ihnen gut? Sie sind wohl ganz in der Fabrik?“

„Ja, Fräulein, wir wohnen beim Herrn Direktor, unten, ich bin Hausmann geworden und besorge alle Wege und was sonst vorkommt, nun sind wir schön heraus. Der Herr Direktor ist ein guter und nobler Herr.“

„Das freut mich! Grüßen Sie Ihre Frau —“

„Komm doch, Edda!“ konnte Herr von Stavenau sich nicht länger enthalten, ungeduldig zu mahnen.

„Adieu Viefke“, rief sie, dem Arbeiter die behandschulte Rechte reichend.

„Aber, liebes Kind, es ist mir unbegreiflich, wie man so fordbial mit diesen Leuten verkehren kann!“

„Viefke ist mein Schützling —“

„Der freche Baxton, den nur deine Fürsprache vor dem Gefängniß rettete! Der Mensch hat sich so gegen mich betragen, daß er von unserer Seite keine Beachtung mehr verdient!“

„Es wäre doch ungerecht, wollte ich ihn entlassen lassen, daß ihr beide etwas miteinander gehabt habt!“

Ralf von Stavenaus volles Gesicht nahm einen sehr ernsten Ausdruck an.

„Liebes Kind, es ist durchaus nothwendig, ein für allemal über diesen Punkt ins Reine zu kommen; du darfst nie vergessen, daß meine Feinde auch deine Feinde sind und ein freundschaftlicher Verkehr mit Leuten von dem Schläge Vieles unstatthaft für die künftige Herrin von Stavenhagen ist.“

„Mein Vater“, sagte Edda kurz, „war immer leutselig gegen die Armen und da ich mir immer seine Art und Weise zur Richtschnur genommen, bin ich es auch.“

„Und noch eins, lieber Schatz“, fuhr Stavenau fort, ohne sich stören zu lassen, „ein Punkt, der ebenfalls erledigt werden muß —“

„Noch ein Gerichtsverfahren?“ fragte sie in gezwungen scherzendem Tone und ihn prüfend von der Seite musternd.

„Es ist mir äußerst peinlich, wenn ich mich in der unangenehmen Lage befinde, dir Vorwürfe machen zu müssen, Schatz.“

„O — sprich nur ohne Umschweife, Ralf — Herr von Schillingsbrook hat dir erzählt, daß ich im Waldschlößchen mit Direktor Towehl zusammen war.“

„Er that es und du darfst ihm deshalb nicht zürnen, Edda“, sagte Herr von Stavenau ein wenig schärfer, „nach seinen Begriffen von Anstand und Sitte — und auch nach meinen — war es unpassend, mit Herrn Towehl in einem öffentlichen Lokal Bier zu trinken.“

„Bier habe ich nicht getrunken“, erwiderte Edda; „der Herr Baron freilich ist ein windiger Geselle, der es mit einer Lüge mehr oder weniger nicht so genau nimmt!“

„Du urtheilst sehr schroff über Baron von Schillingsbrook.“

„Weil er ein jämmerlicher Nichts ist, der nichts Besseres verdient! Oder kannst du leugnen, Ralf, daß er im Rufe eines gewerbmäßigen Glückspielers und Wüßlings steht?“

„Aber, ich bitte dich, wie kann man so etwas behaupten, Edda, Baron Schillingsbrook hat sich nichts zuschulden kommen lassen, was ihm zu beweisen wäre.“

„Die Beweise mögen freilich schwer zu erbringen sein“, sagte Edda, „weil er es verstanden hat, den Schein zu meiden und so lange der Schein gewahrt bleibt, gehört er ja zu den Unantastbaren — Aber gut, Ralf, ich werde mich bemühen, dir einen ähnlichen Kummer wie mein Gespräch mit Direktor Towehl vor dem Waldschlößchen, nicht wieder zu bereiten, obgleich es lächerlich harmlos war und da es dir beim Verzeihen sicherlich auf etwas mehr oder weniger nicht ankommt, möchte ich bei der Gelegenheit auch gleich um Absolution für ein zweites noch größeres Vergehen bitten — ich stand mit Robert Towehl an der Lichtung und war Zeuge eurer Vertreibung der Zigeuner, die ich mir ansehen wollte — hast du mich gesehen?“

Sie sah Ralf so belustigt an, daß er entwarfnet die noch in petto befindlichen Vorwürfe unterdrückte.

„Freilich habe ich dich gesehen, das heißt, nicht deutlich genug, um bestimmt zu behaupten, daß du es warst; das Schimmern deines hellen Kleides brachte mich auf die Vermuthung, daß du dich dort befindest, die Bände anzusehen.“

„Also ist alles in Dausch und Bogen verziehen?“

„Was bleibt mir anders übrig? Ich bin im Grunde so stolz auf dich, mein geliebtes Kind, und deshalb ist es mir doppelt peinlich, wenn man von fremder Seite Grund zu haben glaubt, dich in meiner Achtung herabzusehen, du verstehst.“

„Vollkommen. Ich werde ernstlich bemüht sein, dir nicht wieder Grund zur Unzufriedenheit mit mir zu geben!“

In solchen Momenten liebenswürdig nachgebender Weiblichkeit fühlte Ralf sich unwiderstehlich von Eddas Wesen gefesselt und kostete es ihm Anstrengung, seine Bärtlichkeitsgefühle durch Liebkosungen zu bethätigen, die Edda, das gestand er sich mit heimlichem Schmerz, nur ungern zu dulden schien.

Als das Reiterpaar am Seeschloß vorüberkam, bemerkte Edda, daß alle Fenster offen standen und Bediente in den Zimmern hin- und herschritten, die Köchin kloppte aus Leibeskräften einen Teppich aus. Sie grüßte die Vorüberreitenden.

„Die Herrschaften kommen wohl?“

„Ja, Herr und Frau Haller treffen übermorgen ein“, lautete die Antwort von oben herab.

An diesem selben Abend passirte Herr von Stavenau etwas Eigenthümliches. Er war gegen Abend in das Restaurant „zum Fürsten Bismarck“ gegangen und hatte dort den Major Brinken in angefauler Stimmung angetroffen, in welcher der alte Herr eine Rebseligkeit zu entfalten pflegte, der seine Bekannten gern auswichen. Da er der einzige Gast um die noch

frühe Stunde war, wurde der Angelommene sofort von ihm in Beschlag genommen und mit schwerer Zunge begann er seine Schwärmereien, denen längere Aufmerksamkeit zu schenken der Besitzer von Stavenhagen wenig Lust bezeugte.

Er hatte denn auch bald seine halbe Flasche Wein geleert und wollte sich empfehlen, aber der Major hielt ihn buchstäblich am Rockschößel fest und gab dem Kellner Auftrag, noch eine ganze Rothen zu bringen.

„Apropos, Stavenau, was ich Ihnen erzählen wollte, was war es doch gleich — ah, richtig, von dem alten Geerborg, der damals das Unglück hatte, war auf der Stelle todt, trauriger Fall. Sie haben doch den Schimmel gekauft — famoscs Thier, sah Sie reulich in Begleitung von Fräulein Braut — famos — steht Rasse in dem Schimmel — —“

„Was ist mit Herrn Geerborg?“ unterbrach Ralf die Rede des ins Endlose sich Verlierenden.

„Ja, ja, richtig, Geerborg, tüchtiger Mann, ehrlich, solid, so einer noch vom alten Schrot und Korn hm — sollte damals bald nach seinem Tode ein Gerücht in Umlauf gewesen sein — beruhte vermuthlich nur auf Matsch — sollte nämlich sich selbst“ — hier machte der Major die bezeichnende Gebärde des Halsabschneidens — „kann mir das gar nicht denken, fiel mir nur ein als ich Sie sah —“

„Natürlich ist es nichts wie Matsch und zwar einer der erbärmlichsten Art“, äußerte Herr von Stavenau mit hochmüthiger Gelassenheit. „Erinnern Sie sich vielleicht, wer die Unverschämtheit hatte, diese aus der Luft gegriffene Lüge zu erzählen.“

Der kalte Ernst ernüchterte den Weinseligen und ließ ihm erkennen, daß er eine Unklugheit begangen.

„I bewahre, ich hörte nur so ganz von ungefähr jemand an der Geschichte tippen, wäre mir unmöglich, mich zu erinnern, Sie wissen ja, wie das so in den kleinen Nestern zugeht! Bei der geringsten Veranlassung wird gleich das Blaue vom Himmel herunter geschwägt, ein albernes Gerücht entsteht, morgen ist es schon vergessen.“

Herr von Stavenau hörte nur mit halbem Ohr auf das Gerede und verließ bald danach das Lokal.

Zweifellos war das, was der weinselige Gewohnheitsstrinker über Christian Geerborg gefaselt, nichts als müßiges Weibergezwätz, aber es hatte ihn merkwürdig peinlich berührt. Mit Zuchthausstrafe sollte solche ehrabschneiderische Verleumdung bestraft werden! — Ein solches Gerücht — was hatte das zuweilen schon für Unheil angerichtet, denn das Volk pflegte zu behaupten: wo kein Feuer ist, ist auch kein Rauch. Blödsinn! Christian Geerborg war gestürzt und den inneren Verletzungen erlegen, das Thier hatte ein Bauer herrenlos aufgegriffen, der ganze Vorgang konnte gar nicht einfacher und klarer zutage liegen.

Dennoch gelang es ihm nicht ganz, sich dem peinlichen Eindruck zu entziehen, und war er gespannt, Sophiens Meinung zu hören, die ein klares Urtheil in solchen Dingen besaß. Sie hörte aufmerksam der Mittheilung des Erlebten zu.

„Soviel ich weiß, hat Geerborg vor seinem Tode große Verluste gehabt, hatte er sein Leben versichert?“

„Versichert nicht; seiner Witwe fiel nur die Pension aus dem Dreißschen Vermächtnisse zu.“

(Fortsetzung folgt.)

Tel. 3046. Photographie C. H. Schiffer. Taunusstr. 4.

Rheinisch-Westf.

**Handels- und
Schreib-Lehr-Anstalt,**

Wiesbaden, Rheinstrasse 103.



Gründl. Ausbildung für den kaufm. Beruf

Buchführung Rechnen, Handelskorrespondenz.

Stenographie, Maschinen- und Schönschreiben.

Tag- und Abendkurse.

Prospekte gratis und franko.

6397

Aus Eifersucht.

Novellette von Johanna Bunt (Friedenau).

(Nachdruck verboten.)

An einem schönen Juni-Nachmittag, als Professor Ortwin von der Kunstakademie in A. eben sein Arbeitszimmer verlassen und sich in den Speisesaal begeben wollte, brachte ihm der Diener ein Schreiben, welches kurz vorher vom Briefträger für ihn abgegeben worden war. Beim Durchlesen des Briefes erblickte er seine sonst so ernsten Züge, und mit der Lebhaftigkeit eines Jünglings eilte er, das Papier in der Hand, in den Saal, wo er bereits von seiner Tochter Irma und seinem Pflegesohn Reinhold erwartet wurde.

„Aber Papa,“ sagte das junge Mädchen, indem sie ihrem Vater die Stirn zum Kusse bot, „wie lange lässest Du heute auf Dich warten?“

„Das hat seinen anderen Grund, mein Lieb,“ erwiderte der Professor, indem er sich an die Tafel setzte, wo Irma und Reinhold rechts und links von ihm ebenfalls Platz nahmen.

„Habe ich doch von meinem alten römischen Studienfreunde Bianconi soeben eine frohe Botschaft erhalten. Hört nur!“

„Aber Papachen, die Suppe! Willst Du nicht erst essen?“

„Nein, nein Kinder! Ihr braucht Euch ja nicht stören zu lassen, aber ich muß Euch erst erzählen, was mir mein lieber alter Freund schreibt. Ihr wißt, daß mir der Tag jedesmal ein Fest ist, an dem ich von ihm ein Zeichen erhalte, daß er noch lebt und an mich denkt. — Dich, lieber Reinhold, hoffe ich, wird die Mitteilung besonders erfreuen, denn Bianconi will seinem Sohn Paolo zu mir schiden. Er soll bei mir arbeiten, und Du erhältst somit einen Freund und Studiengenossen in ihm, der Dich aus der Einsamkeit, in der Du hier bei uns lebst, gewiß herausreißen, und Deine melancholischen Anwandlungen in die Flucht schlagen wird.“

Reinhold erröthete leicht bei diesen wohlgemeinten Worten seines von ihm hochverehrten und geliebten Pflegevaters und wollte schon in dessen Freundesäußerungen einstimmen, als ein Blick auf Irma ihn verstummen ließ. Diese war ganz Leben und Bewegung, freudig glänzte ihr Auge und lustig in die Hände klatschend, rief sie:

„Ach, Papachen, das ist ja herrlich! Wie freue ich mich darauf! . . . Doch eigentlich sollte ich Dir böse sein, daß Du nur immer an Reinhold denkst, aber dabei vergiffest, daß ich doch am meisten unter der Einsamkeit des Hauses zu leiden habe. Nur immer mit Euch Männern und Euren oft recht üblen Launen allein, sehne ich mich danach, daß in diese Räume Leben und Frohsinn einziehen, denn, daß dies geschehen wird, hoffe ich von dem Sohne des Südens! — Nun sieh nur einmal, wie Reinhold wieder anschaut! Freust Du Dich denn garnicht ein wenig?“

Der Angeredete konnte nicht gleich antworten. Eine unerklärliche Furcht schnürte ihm die Kehle zu. Stockend kamen endlich die Worte von seinen Lippen:

„Nun ja, ich werde mich wohl freuen müssen, schon deshalb, damit Du Dich nicht immer über meine trüben Launen zu beklagen brauchst!“

Dann, als ob er sofort das Verlehnende seiner Antwort mildern wollte, fuhr er fort:

„Wie gern ich Dir eine Freude bereite, liebe Irma, das solltest Du doch wissen; schon das Gefühl der Dankbarkeit gegen Dich und Deinen lieben Vater . . .“

„Nichts da, von Dankbarkeit, Reinhold,“ sagte der Professor, „wie ich an Dir getan, so hätte auch jeder andere gehandelt. . . . Nein, nein, Irma, er wird schon auftauchen, wenn Paolo nur erst hier sein wird. Wenn der Sohn das Temperament seines Vaters hat, so muß er ein prächtiger Junge sein.“ Und nun erzählte der alte Herr, während Irma mit freudig glänzendem Gesichte aufhorchte, von seinen Jugenderinnerungen, wie er mit Bianconi glückliche Tage in dem herrlichen Italien verlebte, als beide zusammen studierten und schwärmten, liebten und tranken.

Nur Reinhold war innerlich teilnahmslos; er fühlte sein Herz plötzlich von einer noch nie empfundenen Last bedrückt, sein Geist schweifte in weite Fernen, und er atmete auf, als endlich die Tafel aufgehoben wurde.

Kurze Zeit darauf schritt Reinhold durch den schön gepflegten Garten, welcher das Ortwin'sche Haus umgab, auf die Straße und eilte in den nahen Park, der eine der schönsten Zierden der kunstliebenden Stadt A. bildete. Manah ein Freund blieb stehen, um den schlank gewachsenen, blondlockigen Jüngling zu begrüßen, aber Reinhold achtete nicht darauf. In seiner Brust tobte es und drängte ihn fort in die Einsamkeit. Er eilte wie auf Flügeln durch den Park, der zu seiner Befriedigung wenig belebt war. Hier erst vermochte er aufzuatmen, und sein Schritt wurde langsamer. Er ging zu dem Flusse, welcher sich durch die grünen Gefilde zog, bestieg einen der dort liegenden Röhre, und bald schaukelte er, kräftig die Ruder schwingend, auf der glänzenden Wasserfläche. Als er eine tüchtige Strecke gerudert war, überließ er den Rachen sich selbst und trieb längst des Ufers hin, wo silbernen schimmernde Weiden mit tief herabhängendem Gezweig Schatten spendeten und hohes Schilf und Gras träumerisch im Winde schaukelten. Hier fühlte er sein Herz ruhiger werden, wo ihn ringsherum tiefer Gottesfrieden umgab. Er warf sich lang ausgestreckt in den Rahn und mit halb geschlossenen Augen in den lachenden blauen Sommerhimmel blickend, gab er sich, wie er es so oft und gern tat, seinen Gedanken hin.

Diese trugen ihn weit fort, zurück, in die Jugendzeit. . . . Er sieht sich wieder auf der Dorfstraße als kleinen Knaben, wie er seinen gleichalterigen, flachköpfigen Spielgenossen aus Lehm kleine Figuren formt; er hört den Vater sagen: „Der Junge hat Geschick, er muß einmal ein Töpfer werden. Für die Landarbeit taugt er nicht.“

Dann taucht eine Gestalt vor dem Träumer auf, die ihm ewig unvergeßlich bleiben wird. Ein Herr kommt eines Tages zu den Eltern und fragt, ob er in ihrem Hause während des Sommers wohnen könne. Der Herr ist so freundlich zu dem Knaben, der in seinen müßigen Stunden Figuren schnitt aus Holz und Knochen oder noch immer allerlei kleine Menschen und Tiere aus Lehm formt.

Professor Ortwin — denn er ist der freundliche Sommergast — nimmt ein paar Jahre später, als der Herbst das Laub färbt, den Knaben mit sich in die Stadt, läßt ihn die Schule besuchen, ihn Zeichnen lehren und beordert ihn in sein Atelier, wo er ihn mit Ton und Modellierholzchen hantieren läßt. Reinhold fühlt sich in eine neue, schöne Welt versetzt. Der Professor hat seine Freude an den raschen Fortschritten seines Pflege Sohnes, denn als solcher gilt er in seinem Hause, als Gefährte der lieblichen Irma, die ihm mit schwermüthiger Liebe zugetan ist. Glückliche Zeiten ziehen an seinem Auge vorüber. . . .

Aus den Kindern sind Jüngling und Jungfrau geworden, die geschwisterlichen Reigungen haben sich langsam gewandelt. Ob Irma ihn liebt? Reinhold zittert bei dem Gedanken; schon oft hat er sich diese Frage vorgelegt, ohne die befriedigende Antwort zu finden. Er weiß nur, daß er sie liebt, mehr als alles auf der Welt liebt. Sein höchstes Glück würde es ausmachen, ihr Herz zu besigen. Er wollte sie sich ja gern zu verdienen suchen, mit allen Kräften um sie werben, und nun kam die Ankunft des Italieners, ein Ereignis, das seine Phantasie sich in den schwärzesten Farben ausmalte. —

Hatte Irma nicht Recht, wenn sie über seine Launen, seinen Mißmut klagte, und mußte er nicht befürchten, daß das leicht erregbare Mädchen durch den feurigen Italiener ihm entrißen werden könnte? Irma, für ihn die Verkörperung alles Glückes, sie sollte vielleicht einem andern angehören? In heftiger Erregung richtete sich Reinhold auf, nahm die Ruder und fuhr den Strom hinauf zur Stadt. Mächtig ergriff ihn das Gefühl, daß er etwas tun müsse, um die Gefahr zu beschwören. Er wollte zu Irma eilen, ihr seine Gefühle gestehen und ihr Herz um Antwort befragen.

Schnell eilte er durch den Park, den die letzten Strahlen der untergehenden Sonne vergoldeten. Plötzlich wurde er durch ein Geräusch, das von einem in das Wasser fallenden Gegenstande herzurühren schien, und von einem gleich darauf ertönenden Schrei aus seinen Gedanken aufgeschreckt.

Er eilte an die Stelle des Flusses, von der das Geräusch herkam und erblickte zu seinem Entsetzen ein weibliches Wesen mit den Wellen kämpfend. Rasch entschlossen warf er seinen Rock ab und sprang in das Wasser. Mit

kräftigen Arm zerteilte er die Wogen und nach einiger Mühe gelang es ihm, gerade als die Unbekannte noch einmal auftauchte, sie zu erfassen und mit ihr an das rettende Ufer zu schwimmen. Hier legte er sie unter das Laubdach einer breitlästigen Buche nieder, und stellte bei der Ohnmächtigen Wiederbelebungsvoruche an, die auch zu seiner Freude von Erfolg begleitet waren. Die Fremde, deren Gesicht und Gestalt, wie Reinhold bewundernd bemerkte, von großer Schönheit waren, begann zu atmen und schlug endlich die Augen auf. „Solch ein Gesicht muß das Modell der Raphaelschen Madonna gehabt haben“, dachte er unwillkürlich, als in die feinen Züge blühte, die das wieder pulsierende Blut rosig gefärbt hatte.

„Dem Himmel sei Dank“, rief er dann laut, „ich bin glücklich, daß ich noch zu rechter Zeit kam, um das Schreckliche zu verhüten.“

Er half der Geretteten auf, und führte sie sorgfältig zu einer Bank, auf die sich die Erschöpfte niederließ.

„Ach, mein Herr“, sagte das Mädchen mit trauriger, stöcker Stimme, „ich habe keinen Grund, Ihnen Dank zu sagen. Warum ließen Sie mich nicht gewähren? Ich suchte den Frieden, Vergessenheit, Tod, und nun bin ich durch Sie dem Leben wiedergegeben, welches doch keinen Frieden mehr für mich hat.“

Reinhold fühlte inniges Mitleid mit der Unbekannten.

„Es liegt mir ferne, Sie mit müßigen Fragen zu behelligen, oder Ihnen banalen Trost spenden zu wollen. Jetzt gibt es nötigeres für den Augenblick zu tun. Sie fiebern und können unmöglich in der nassen Kleidung bleiben. Wollen Sie mir nicht Ihre Wohnung sagen, daß ich Sie dorthin und einen Arzt schaffen kann?“

Aber das Mädchen antwortete nicht, es hatte abermals die Besinnung verloren und lag, den von dicken Locken umrahmten Kopf an Reinholds Schulter gelehnt, regungslos an seiner Seite. Der Künstler überlegte, was zu tun sei. Die Fremde der Polizei oder einem Krankenhaus übergeben? das widerstrebte seinem Gefühl; er hatte sie von dem Tode errettet und wollte nun auch an ihrem ferneren Schicksal teilnehmen. Also wäre das Passendste, sie sofort in seiner Wohnung unterzubringen.

Zum Glück bemerkte er in den jetzt bereits völlig dunklen Wegen des Parks einen Mietswagen, dessen Aufseher er heranzief. Mit seiner Hilfe bettete er die Ohnmächtige auf den Rücksitz, während er selbst den Vorderplatz einnahm. Nach kurzer Fahrt war er vor seinem Hause angelangt.

(Fortsetzung folgt.)



Der verstorbene König Albert von Sachsen, der zu den besten Statistikern zählte, wollte nach einem mit dem Prinzen Georg unternommenen Jagdausflug ein Spielchen machen und nahm sich dazu als „dritten Mann“ einen biedereren, aber etwas redseligen Förster. Dem Alten wurde bedeutet, daß er nur zu spielen, nicht zu reden brauche. Das tat er denn auch. Er stand gegen den König und den Prinzen seinen Mann, blieb aber durchaus ruhig. Erst als er einen Eichel-Solo mit Vieren in die Hand bekam, stieg seine Aufregung ganz bedenklich, und als er neun Stiche gemacht hatte und den letzten Wenzel ausspielte, da frachte seine Faust auf den Spieltisch nieder, und dem Gehege seiner Zähne entflohen die geflügelten Worte: „Schwarz, Ihr Euders!“ — zum größten Ergötzen der erlauchten Mitspieler.

Der Beefsteakklub in London. Unter den vielen, zu weilen recht sonderbaren Klubs, die in London existieren, befand sich auch ein „Beefsteakklub“, der fast zweihundert Jahre bestanden hat. Er war gestiftet worden von einem Lord, der ein großer Theaterfreund war, und dem Schauspieler Rich, der den Harlekin auf der englischen Bühne einführte. Anfänglich zählte der Klub nur zwölf Mitglieder, später vierundzwanzig, die sich jeden Sonnabend zu einem Diner von Beefsteak und Pumpernickel versammelten, wozu kalter Punsch und der beste Portwein und Claret getrunken wurden. Die größten Notabilitäten, Staatsmänner, Redner, Schriftsteller, Schauspieler hielten es für eine Ehre, Mitglieder dieses Klubs zu sein. Fox, Sheridan, Churchill und andere gehörten ihm an. Der Prinzregent von Wales wurde, weil die Tafelrunde vollzählig war, zum Ehrenmitgliede ernannt und ein fünfundzwanzigster Stuhl für ihn geschaffen. Die Sitzungen fanden in dem Saal des Theaters von Covent Garden statt. Als das Theater abge-

brannt war, wurde der Klub in die Nachbarschaft des Lyceums verlegt. Ein eiserner Beistuhl war sein Wappen. Der Herzog von Norfolk, der mit einem guten Appetit gegessen war, machte eines Tages den Versuch, den statutenmäßigen Küchenzettel umzuwerfen. Er stellte den Antrag, daß Ortolanen und (es war im Monat Januar) grüne Bohnen und frische Erdbeeren herbeigeschafft werden sollten. Da befahl der Präsident, daß man den Trunkenbold und Schlemmer zu Bett schaffe, und sechs kräftige Aufwärter trugen den Herzog von dannen. In der nächsten Sitzung bat der Herzog von Norfolk um Entschuldigung und begnügte sich, statt der Ortolanen fünf Pfund Beefsteak zu essen, die er mit fünf Flaschen Portwein aufschüttete. Doch mit den Zeiten ändern sich die Gewohnheiten der Menschen, und der Beefsteakklub ging aus Mangel an Mitgliedern ein. Seine Beistühle, Messer, Gabeln, Teller und Gläser wurden veranktioniert.



Der Tierbändiger Agob der vor längerer Zeit dadurch zu Tode kam, daß ihm der Löwe, in dessen Rücken er den Kopf gesteckt hatte, den Kopf abbiß, war früher mit Nouma-Hava, gleichfalls einer bekannten Tierbändigerin, zusammen. Er war ein sehr schöner Mann, dessen plötzliches Verschwinden aus der Menagerie Aufsehen erregte. Man fragte nach ihm, und die Tierbändigerin Nouma-Hava gab den Bescheid: „Er hatte Furcht.“ — „Ja, mein Herr“, sagte sie, „er hat Furcht, es ist so, wie ich Ihnen sage. Das ist ein Unglück, das über ihn gekommen ist, und das ihn unfähig macht, in dem Gewerbe zu bleiben. Unser Geheimnis besteht darin, keine Furcht zu haben. Man bändigt die Löwen nicht; man stellt sich ihnen das erste Mal mutig entgegen, sie erschrecken und weichen zurück. Agob hat angefangen, zu zittern; glauben Sie nur, daß die Tiere das gesehen haben. Auch schrie er zu sehr, das war keine Bravour mehr, das war Bravade... und damit ist es nicht getan. Wir haben uns deshalb von ihm getrennt. Er hat unsere Tiere verwöhnt. Mit denen ist's vorbei, denn sie kennen jetzt ihre Macht über uns. Man darf mit ihnen nichts mehr anstellen. Sobald man in unserem Verufe einmal angefangen hat, zu zittern, so muß man ihn aufgeben, oder man geht drauf. Er will es nicht aufgeben, er wird draufgehen.“ — Die Tierbändigerin hatte Recht behalten.

Eine Lobrede auf den Dünger. In einer Versammlung eines landwirtschaftlichen Vereins hielt nach Schluß des offiziellen Teiles der Sitzung ein hervorragendes Vereinsmitglied einen schwungvollen Vortrag über das Thema: „Der Dünger und dessen Bedeutung für die Landwirtschaft und Kultur im allgemeinen, in welchem u. a. die nachfolgende Kraftstelle vorkam: „Ja, meine Herren, man kann getrost sagen: Der Dünger ist die eiserne Grundlage jeder physischen und darum auch jeder geistigen Kultur. Er ist das eigentliche Fundament, auf welchem die Menschheit die Ruhmestempel ihrer Wissenschaft und Kunst errichtet hat. Er verdient deshalb nicht bloß in landwirtschaftlicher, sondern auch in ästhetischer Hinsicht unsere größte Aufmerksamkeit. Wahrlich, meine Herren, ich kann Ihnen den Dünger gar nicht warm genug ans Herz legen.“

Amerikanisches Familienbild. Eine passende Rache übte in Fayette County in Georgia ein alter Witwer, Namens Starnes, an fünf jungen Leuten, Namens Hamby, sämtlich Brüder, die ihm nach und nach seine fünf Töchter weggeheiratet hatten. Die drei ältesten Töchter gab er ohne Murren fort; als aber die vierte auch wieder den vierten der Brüder Hamby heiratete, schwor er sich hoch und teuer, das sei der letzte Hamby, der eine seiner Töchter bekommen solle. Bald darauf starb der alte Hamby, und der jüngste Sohn, der jetzt des Vaters Farm bewirtschaften sollte, fand es angezeigt, sich gleichfalls nach einer Frau umzusehen, und da er mit der jüngsten Starnes längst einig war, aber wußte, daß der alte Starnes seinen Schwur gutwillig nicht brechen würde, so entführte er sie einfach und ließ sich in einem benachbarten County mit ihr trauen. Statt die Sache, wie es sonst wohl in Georgia üblich ist, mit dem Revolver abzumachen und den Entführer totzuschießen, ritt der erzürnte Vater, der das Paar verfolgt hatte, aber gerade in dem Augenblicke ankam, als die Trauung vorbei war, statt nach seinem Hofe, nach dem der Hambys, packte die Witwe Hamby, die Mutter seiner fünf Schwiegeröhne, aufs Pferd, eilte mit ihr nach dem County und ließ sich mit der — vielleicht angenehm — erschrockenen und jedenfalls keine Einwendungen machenden Frau trauen. Und durch diesen kurzen Ausweg führte, was vielleicht zur Entzweiung hätte dienen können, zu um so innigerer Vereinigung.

Kathedralkate. Professor (bei Beginn seiner Vorlesung): „Die wissenschaftliche Frage, über die ich heute sprechen werde, meine Herren, ist eine von jenen, die vor 100 Jahren kaum die größten Geister verstehen konnten. Heute sind wir jedoch soweit vorangeschritten, daß jeder Idiot sie begreifen kann, und niemand unter Ihnen wird Mühe haben, der Vorlesung verständnisvoll zu folgen.“